

## 13] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Ist es nicht Oedipus, Frau Winkelmaten? Ach, lieber Gott, daß eine solche Tragödie heute noch möglich ist!“

Die sonst immer vergnügte Advokatin lächelte dieses Mal nicht.

„Also Sie, die Sie doch zur Kunst gehören, halten ihn für schuldig?“

„Nein! Aber ich habe Angst um ihn. Was soll man tun, wenn man einen solchen Orkan gegen sich hat?“

Sie lehnte Frau de Luseneys Anerbieten, sie nach Paris zu fahren, ab und entfernte sich schnell. Sie hatte eine wunderhübsche Figur und einen graziösen Gang. Proz sah ihr einen Augenblick nach und sagte zu Frau de Luseneys:

„Und wenn man sich vorstellt, daß die plädiert — welche Ernüchterung, finden Sie nicht?“

Als der Wagen der alten Dame endlich vorfuhr, schritten Herr und Frau d'Entraque über den Platz. Am Ausgang hatte die Bewegung der Menge sie nebeneinander gebracht. Aber sie sprachen kein Wort und vermieden sogar, sich anzusehen. Jeder suchte so schnell wie möglich eine andere Straßenseite zu gewinnen, um einen weiten Raum zwischen sich zu bringen. Ihr Benehmen überraschte Lavenne, fragend blickte er Proz an und murmelte:

„Sieh mal an!“

Proz verstand und gab ihm Auskunft.

„Ach, das geht seit langem so, man sprach sogar schon von Scheidung. Aber sie sind noch zusammen.“

„Was ist denn los?“

Der Maler antwortete mit ausweichender Bewegung. Wußte er es nicht, der sich doch etwas darauf zugute tat, alles zu wissen, oder war er zufälligerweise einmal diskret?

Wie das Publikum gingen auch die Geschworenen ohne viel zu sprechen von dannen. Durant, Dutier und Oberst Olomont, die sich hätten ablehnen lassen können, bedauerten jetzt, Geschworene zu sein, so schrecklich erschien ihnen ihr Amt bei diesem Prozesse. Alle überlegten sich, was sie zu Hause ihren Kindern von diesem Drama erzählen könnten, was sie auf die Fragen ihrer Frauen, ihrer Freunde antworten sollten. Was sollte man ihnen sagen? Sie wußten selbst nicht, was sie glauben sollten! Wie ungünstig sie diesen genialen Spekulanten, diesen Spieler und Verschwender auch anfangs beurteilt hatten, jetzt begannen sie von Zweifeln gequält zu werden.

„Es ist unbegreiflich,“ sagte Gary zu Mouchefise.

Vielleicht drückte er so die unklare Auffassung aus, die alle seine Kollegen diesem erbarmungslosen Schicksal gegenüber empfanden. Welches Verhängnis hatte gerade sie zwischen Schicksal und Opfer gedrängt? Weshalb war es ihnen auferlegt, das Opfer aus den rächenden Klauen zu befreien oder es dem Verderben preiszugeben? Es gab keinen unter ihnen, der vor dieser Verantwortung nicht geschauert hätte, vielleicht Condemine ausgenommen, der stolz darauf war, mit seiner Ansicht schon fertig zu sein.

Conthey und Souzier konnten den Zug 6 Uhr 25 benutzen. Während sie die hübsche Fahrt durch das hügelige Land machten, besprachen sie das eben Gehörte und gingen zu Fuß die gerade, lange Allee herauf, die vom Bahnhof in die alte Stadt führt. Ihre Diskussionen hatten eine andere Färbung angenommen. Sie hatten ihr Wissen aus den Zeitungen geschöpft, hatten unzählige Entstellungen und Unrichtigkeiten in sich aufgenommen und waren vollkommen davon überzeugt gewesen, daß ihre Meinung die allein richtige sein konnte. Jetzt begannen sie, unsicher zu werden. Jeder von ihnen kam dem anderen entgegen. Souzier meinte, das Orakel Chaussy könne sich getäuscht haben, Conthey, daß es vielleicht recht gehabt habe. Souzier gab zu, daß seine Zeitungen ihm eine bestimmte Richtung gegeben und sein Urteil vielleicht falsch beeinflusst hatten. Conthey hatte zu den seinen jeden Glauben verloren. Wenn sie wenigstens mit diesen irigen Informationen hätten aufräumen können, mit diesen verfrühten Kommentaren, diesem Wortschwall, der sich um die

Untersuchung gehäuft hatte. Aber sie konnten es nicht. Die Presse hatte einen Schleier zwischen sie und die Wahrheit gezogen: die Sicherheit, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Denken zu messen, war dahin. Als sie die Papierhandlung erreichten, waren die Abendzeitungen gerade eingetroffen. Nun wollten sie noch die Berichterstattung über die ersten Stunden der Sitzung lesen. War das, was sie da lasen, wirklich das, was sie eben im Gerichtssaal gehört hatten? Selbst die wenigen Worte, die einzelne Teile des Berhörs wörtlich wiedergaben, waren kaum wiederzuerkennen. Selbst das genau Wiedergegebene nahm im Berichte einen anderen Sinn an und klang anders.

Conthey rief:

„Wenn das nun mit der Untersuchung ebenso geht, mit den Interviews, mit allem?“

Und Souzier meinte:

„Ach, hätte man bis heute nicht davon sprechen hören! Wir würden frei in unserem Urteil sein. Unser Kopf ist wirr und wir haben eine schwarze Brille vor den Augen . . .“

Die Richter verließen etwas später das Gericht. Herr Rudrit und Herr Perron waren Nachbarn. Der eine wohnte Rue d'Angiviller und der andere Boulevard du Roi. Oft lehrten sie zusammen heim und gingen erst durch den Park, ihr Weg war fast immer derselbe: das nördliche Beet, die Allee des Marmousets oder des Trois-Fontaines, das Reptunbassin. Sie plauderten dabei gern von beruflichen Angelegenheiten. Heute sprachen sie zuerst vom Publikum. Herr Rudrit, der wenig Gesellschaften mitmachte, hatte nur eine Pariserin erkannt, Frau Languard, die Frau eines sehr bekannten Anwalts. Herr Perron nannte ihm einige Zuhörer und erzählte, was er von ihnen wußte. Dann fragte er:

„Wer sah denn auf der Tribüne neben Ihrer Frau Gemahlin? Eine sehr hübsche, blonde, elegante Dame. Sie mußte Ihre Frau kennen, denn sie plauderten miteinander.“

„Ihnen entgeht doch nichts,“ antwortete lachend Rudrit.

„Es ist eine Schwedin, Baronin Rhorb. Meine Frau lernte sie voriges Jahr in Evian kennen. Sie ist Witwe und viel unterwegs. Wir dachten gar nicht mehr an sie, als sie mir schrieb und um ein Billett bat. Es ist erstaunlich, wie man sich bei solchen Gelegenheiten seiner Freunde erinnert. Sie haben doch so viele Bekanntschaften, wie machen Sie es in diesem Fall?“

„Ich verspreche alles und halte mein Wort, soweit es mir möglich ist. Aber es würde mir Beranügen machen, mir eine Freundin wie die Baronin zu verpflichten.“

„Sie können Sie morgen kennen lernen, wenn Sie mit dem Präsidenten bei mir dinieren wollen. Sie wird entzückt sein, mit Ihnen plaudern zu können, die roten Talare interessieren sie sehr. Und mit Vergnügen sehe ich, daß es gegenseitig ist.“

Sie kamen auf den Prozeß zurück und diskutierten über die Rechtsbeweisgründe, die sie veranlaßt hatten, die Anträge Brévines abzulehnen. Tatsächlich, man konnte nicht anders urteilen.

Und doch meinte Herr Rudrit, als sie sich trennten:

„Welch schrecklicher Vatermord, wenn es kein Zufall war, wenn Vermautes Bescheid gewußt hätte. Und wäre alles nur Zufall, welchem fürchterlichen Spiel des Schicksals sind wir ausgeliefert!“

Herr Motiers de Fraisse und Herr Nutor gingen nach dem Bahnhof am linken Ufer. Sie hatten verabredet, zusammen nach Hause zu fahren. Beide wohnten in der Nähe des Invalides. Ohne Talar und Barrett glichen sie zwei gewöhnlichen Spaziergängern. Durch seine hohe Gestalt, sein stattliches Aussehen, seinen langen Bart, den Schrock und Zylinder bewahrte der Präsident eine gewisse Feierlichkeit. Anders der Staatsanwalt. Der erinnerte in seinem braunen Anzug und mit seinem kleinen Strohhut durchaus nicht mehr an den Beamten, der soeben noch in seinen weiten Ärmeln ein Arsenal von Gewissensbissen und Strafen beherbergt hatte. Sie waren beide sehr abgepannt und vermieden zuerst in stillschweigendem Einverständnis, auf die Ereignisse des Tages zurückzukommen. Die Dinge um sie herum lenkten sie ab. Beide stellten fest, daß Versailles durch die Menge elektrischer Bahnen, die dahinsausen, keine tote Stadt mehr wäre.



Als sie dann die Avenue de Paris überschritten, standen sie still, um das Schloß zu betrachten. Seine Flügel, seine Pavillons, Dächer, Tore, Statuen gehen alle durcheinander, und weder der Charakter noch die Schönheit lassen sich heraus erkennen. Sie sprachen von der Zeit, wo hier Karossen, Sänften, gestickte Röcke, glänzende Uniformen auf demselben Plage wimmelten, da in diesem Augenblick eine demokratische Droßke vorbeifuhr und ein Haufen Dammarbeiter entlang ging.

„Alles das ist vorbei,“ meinte der Präsident.  
Als sie sich dem Bahnhof zuwendeten und Herr Autor zur Rathausuhr empor sah, sagte er:

„Ich glaube, wir haben den Zug veräumt.“  
Er sah im Kursbuch nach. Es stimmte. Der nächste Zug fuhr in einer Viertelstunde. Um die Zeit hinzubringen, gingen sie um den Platz herum und atmeten die schon frischer werdende Luft tief ein. Sie näherten sich dem Gitter und tauschten einige Bemerkungen über die Architektur aus, die nach dem Geschmack des Präsidenten zu viel römischen Stil zeigte. Sie blickten in den Hof hinein und eilten dann nach dem Bahnhof. Als sie den Zug entlang gingen, erkannten sie in einem Abteil die Kinder von Lermantes. Herr Autor murmelte:

„Die armen Dinger!“  
„Die Justiz ist ein großes Geheimnis.“ antwortete der Präsident. „Die Unschuldigen werden mit den Schuldigen bestraft.“

„Weshalb?“  
Die Frage blieb unbeantwortet. Vielleicht fühlten beide, daß man sie nicht beantworten könne. Oder sie schreckten vor der Schlussfolgerung zurück, die ihnen durch den Geist zog: Wenn die Unschuldigen mit den Schuldigen bestraft werden, manchmal für sie oder mehr als sie, so hieß das, daß die Gerechtigkeit nicht existierte, oder daß sie blind war wie auf jenen Standbildern alter Meister, die die Göttin mit einem Schwert in der Hand und einer Binde vor den Augen darstellten . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Schmierenfahrt.

Erlebnis einer Schauspielerin.

Viele der Leser werden es nicht für möglich halten, daß im Jahre 1913 noch passieren kann, was ich berichte. Aber es ist wahr. In einem Dienstag im April traten wir von Berlin aus unsere Tournee an. Alle Mitglieder waren schon auf dem Bahnhof versammelt und warteten auf den Direktor. Endlich, kurz vor Abgang des Zuges, erschien er. Jeder erhielt ein Billett vierter Klasse — zur dritten reichte das Betriebskapital nicht — und besaßte sich, um wenigstens noch einen Sitzplatz zu bekommen. Doch solche verwegenen Wünsche gehen selten in Erfüllung. Wir zwängten uns also denn mit unserem zahlreichen Handgepäck in ein schon reichlich bejehtes Kupee, stellten unsere Kofferchen in der Mitte auf und benutzten sie als Sitzgelegenheit. Es war idyllisch in diesem Raume; die Luft war dick, qualmig und übelriechend, und nebenan hörte man diverse Bahnschreien. Wir vertrieben uns die Zeit mit Plaudern und Essen und berechneten schon im voraus, was wir von unserer uns zugesagten Gage kaufen würden. Ich rechnete besonders eifrig. Durch Krankheit und Engagementslosigkeit vollständig mittellos, trat ich die Reise mit 20 deutschen Reichspfennigen an. „Was brauchst du auch Geld, wenn du doch gleich verdienst!“, dachte ich. Doch das war verkehrt; der Mensch soll nicht denken und Pläne machen, wenn es sich um „Geld bekommen“ handelt, und der Schauspieler schon gar nicht.

Als wir in L. ankamen, empfingen uns Hagel und Regengüsse. Je trüber das Wetter wurde, desto trüber wurden auch unsere Mienen. Auf ein volles Haus durften wir bei dem Wetter kaum rechnen. Doch es kamen noch weniger Leute als wir dachten.

Die Vorstellung verlief ganz gut, und das Publikum amüsierte sich anscheinend sehr gut. Da wir am anderen Morgen um 4 Uhr gleich weiterfahren wollten, so wurde — auch aus finanziellen Gründen — nicht erst im Hotel übernachtet. Nach Schluß der Vorstellung, um 1 Uhr nachts, wanderten wir zum Bahnhof. Im Wartesaal vierter Klasse „logierten“ wir bis zum Abgang unseres Zuges. Uns allen knurrte der Magen. Jeder trank einen Kaffee — der hier 5 Pfennige billiger war — und aß dazu ein Butterbrot mit Senf bestrichen. Der Direktor mußte das opulente Nachtmahl bezahlen, denn Gage hatten wir natürlich noch nicht bekommen. Er hüllte sich in diesem Punkte überhaupt in tiefstes Stillschweigen. Wir warteten geduldig und dachten . . . Aber man darf nicht denken . . . Um 4 Uhr morgens fuhren wir dann von L. ab und kamen gegen 5 Uhr in D. an. Heber Wiesen und Dünghaufen erreichten wir unsere neue Kunitzstätte. Das ganze Haus wariete verfloren und müde vor dem Hause, bis der Wirt öffnete und die

Wandertögel aufnahm. In tiefster Dunkelheit fragelten wir eine entsetzlich steile und schmale Treppe hinauf. Natürlich ging das ohne Lachen und Wiße nicht ab, besonders wenn man ins Stolpern kam, nach einer Stütze griff und in der Dunkelheit vielleicht die Wade des Vorbergehenden umklammerte. Ueberhaupt waren wir bei all dem Elend noch immer riesig aufgeräumt und fidel und mögen vielleicht den ehrjamen Bürgerleuten manchmal mißfallen haben.

Nach längerer Debatte mit dem Wirt des Hauses war für jeden ein Unterschlupf gefunden. Ich mußte mein Zimmer mit einer Kollegin teilen. Da nur ein Bett vorhanden war, ich aber ungern mit jemand zusammenschlafe, so machte ich mir mein Lager auf einem kleinen Sofa zurecht. Im Zimmer war es sehr kalt, und die Betten waren kalt und feucht, so daß an ein Einschlafen zunächst nicht zu denken war. Schließlich verlangte aber der Körper sein Recht — wir waren beinahe 24 Stunden nicht im Bett gewesen —, wir schliefen ein. Am nächsten Tage saßen wir gegen 12 Uhr bereit am Kaffeetisch, im Magen eine qualende Leere und in der Börse nicht einen Pfennig. Glücklicherweise gehörte das erste Frühstück zum Logis. Nachdem wir gefrühstückt hatten, machte ich mit meinen drei Getreuen Max, Fritz und Moppel — wegen seiner Körperfülle und seines Pflegemas so genannt — einen Spaziergang durch die Stadt. Um drei Uhr gab's dann, viel zu spät für unseren Magen, der gebieterisch sein Recht forderte, Mittagbrot. Der Abend kam und brachte wenig — sehr wenig Publikum; uns berging alle Lust zum Spielen und Darstellen, als wir den leeren Zuschauerraum sahen. Abermals keine Gage, abermals Stillschweigen von seiten unseres Direktors über diesen heissen Punkt. Trotzdem waren wir noch immer guter Dinge, konnten uns aber nicht halten, den Kanon zu singen: „Wir wollen unsere Gage, sonst kommen wir in Rage“.

Am nächsten Vormittag ging's — natürlich immer vierter Klasse — weiter nach P., einem reizenden Städtchen. Hier hatten wir das eritemal auf unserer Tournee einen Erfolg. Da wir aber trotzdem wieder keine Gage erhielten, kam es am nächsten Vormittag zu einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung zwischen dem Direktor und unserem Moppel. Da zu befürchten war, daß Moppel Anall und Fall abreiste und unserem Ensemble dadurch vielleicht die Möglichkeit, aufzutreten, genommen wurde, gab der Direktor ihm einige Marl. Wir versprach er bestimmt bis zum nächsten Tage 10 Marl. Da sich unsere Gemüter durch diese Versprechungen wieder etwas beruhigt hatten, rüsteten wir zum Weitermarsch. In furchtbarem Schneegestöber marschierten wir eine halbe Stunde zum Bahnhof. Weiter ging's nach S., einem hübschen Kurort. Die Bühne war in diesem Theater sehr schön, nur fast ungeheizt. Wir hatten am Abend während des Spiels sehr unter der Kälte zu leiden; die Rippen waren blau unter der Schminke. Auch hier hatten wir einen guten Erfolg zu verzeichnen. Nach der Vorstellung saßen wir Kollegen noch mit dem Wirt, dem Stadtarzt und einigen Honoratioren des Städtchens zusammen. Erst nach 2 Uhr empfahlen wir Damen uns, und die Herren blieben noch zusammen. Sie scheinen dann noch in Stimmung gekommen zu sein, denn als ich nach einer halben Stunde mit aufgewickelten Papillotten im Bett lag, klopfte jemand an meine Zimmertür und übermittelte dem gnädigen Fräulein eine Einladung zum Sekttrinken. Ich lehnte aber dankend ab, denn ich hatte, das eritemal während meiner Reise, ein anständiges Bett und war zum Umsinken müde.

Als ich am nächsten Mittag mit meinen Kollegen vom gewöhnlichen Spaziergang zurückkam, mußten wir zu unserm Erstaunen hören, daß unser Direktor noch schlief, und gegen 2 Uhr wollten wir weiter. So sorglos schien er also zu sein! Und wo blieben die mir versprochenen 10 Marl? Jetzt wurde es auch mir bald zu bunt. Nicht ein Stück Brot konnte man sich kaufen. Betteln mußte man um jeden Pfennig. Mich hat das Leben nie auf Rosen gebettet; ich habe immer um mein bißchen Leben kämpfen müssen, aber so erbärmlich war es mir doch noch nicht gegangen. Die biden Tränen liefen mir übers Gesicht. Wer einmal am eigenen Leibe erfahren hat, was „Hunger“ heißt, wird mich verstehen. Um ½2 Uhr erschien endlich unser Herr Direktor und gab mir — erst auf wiederholtes Beden meiner Kollegen hin — 5 Marl. So löste er sein Wort ein! In aller Hast verschlang ich dann ein Butterbrot.

Weiter ging die Fahrt nach Db. Hier sank unser Mut auf den Nullpunkt. Das Theaterlokal, in dem wir spielten, lag völlig außerhalb der Stadt. Eine gute Einnahme war ausgeschlossen. Es erschienen nur wenige Personen. Das hatten wir denn doch nicht erwartet. Wir zogen uns also gar nicht erst an und zahlten den Leuten ihr Eintrittsgeld zurück. Anstandshalber verzichteten für diesen Abend die Damen auf die ganze, die Herren auf die halbe Gage. Nur Moppel verzichtete nicht, und er hatte recht. Denn unser Direktor hielt es nicht der Mühe wert, uns ein Wort des Dankes zu sagen. Unser Opfer war überhaupt unnütz, denn bis heute haben wir noch nicht einen Pfennig der uns zustehenden Gage erhalten.

Nach diesem Mißerfolg waren wir äußerst niedergeschlagen. Unsere Stimmung wurde nicht besser, als wir unser Nachtlager in Augenschein nahmen. Die Betten waren feucht, so daß wir vor Kälte nicht einschlafen konnten. Als wir endlich gegen Morgen angingen, warm zu werden, klopfte jemand energisch an unsere Türen und rief uns zu: „In einer Stunde geht der Zug nach G. Mit dem müssen Sie fahren.“ Aergerlich über die gestörte Nacht-



ruhe, zogen wir uns an und stürzten den Kaffee hinunter. Als wir nach dem Bahnhof gehen wollten, stellte es sich heraus, daß unser Direktor noch wohlgenut schläft. Empört darüber, machten wir uns, ich mit drei Kollegen, allein auf den Weg. Auf dem Bahnhofe angekommen, lösten wir unsere Willetts und hatten kaum Platz genommen, als der Zug sich auch schon in Bewegung setzte. Unsere anderen Kollegen und Kolleginnen hatten sich etwas mehr Zeit gelassen. Ihnen fuhr der Zug vor der Nase weg. Wir konnten ihnen nur ein Lebewohl zuwinken.

Unser Ziel war jetzt E., eine ziemlich große Stadt: unsere letzte Hoffnung. Da es gerade Sonntag war, rechneten wir bestimmt auf ein gutes Geschäft, er sollte alle die bisher erlittenen Mißerfolge wieder gut machen. Doch es kam wieder anders, als wir gedacht — wenn ich mir bloß das Denken abgewöhnen könnte. In E. angekommen, aßen wir erst mal tüchtig zu Mittag, dann ließen wir uns Zimmer geben, wuschen uns und holten den gestörten Nachtschlaf etwas nach. Als wir nachmittags gegen 4 Uhr beim Kaffee saßen, kam das übrige Ensemble an. Die Stimmung war äußerst kritisch. Wütend darüber, daß sie mit dem ersten Zug nicht mehr mitgekommen waren und so lange in Ob. auf dem Bahnhofe hatten sitzen müssen, sungen sie mit uns Streit an. Der Funke flog ins Pulverfaß. Wir waren nicht auf den Mund gefallen, und so war die Stimmung recht angenehm. Schließlich, als wir genug gezankt hatten, dachten wir an die Vorstellung zum Abend. Wir besaßen uns, alles zurechtzumachen. Unsere Erwartungen wurden aber sehr enttäuscht. Das Theater war nur ganz schwach besucht. Jedenfalls waren die Anzeigen zu spät bekannt geworden. Als von dem eingenommenen Gelde Kellame und andere Unkosten bezahlt waren, blieb kein Pfennig übrig. Als ich durch das Gastzimmer ging, hielt mich eine alte Frau an und forderte mich an, doch endlich den Kapellmeister zu bezahlen. Er könne nicht länger auf sein Geld warten. Ich klärte sie über den Personenirrtum auf und beratschlagte dann mit meinen Kollegen Max, Fritz und Moppel, was wir nun machen wollten. Auf keinen Fall würden wir diese Tournee noch einen Tag länger mitmachen. Da kam Max auf eine gute Idee: „Wenn wir vom Direktor nicht wenigstens Reisegeld nach Berlin bekommen, laß ich mir von meiner Mutter ein paar Mark schiden, und wir fahren dann nach Leipzig (das nicht allzuweit ablag) und machen Kollekte.“ Ich wollte zuerst nicht an diesen Plan heran. So weit war ich auf meiner Theaterlaufbahn noch nicht gekommen. Mein Stolz sträubte sich dagegen, bei fremden Leuten zu betteln. Schließlich beruhigte ich mich dabei, daß es ja unsere Kollegen wären, die wir um Hilfe angehen wollten.

Wir gingen dann zu unserem Direktor und äußerten unsere Wünsche wegen der Gage. Wie vorauszusehen war, ohne Erfolg. Er erklärte uns nur, daß wir am nächsten Tage in F. spielen würden. Wir sagten weiter nichts, zogen uns an und gingen — es war inzwischen 12 Uhr nachts geworden — nach dem Postamt. Dort telegraphierte Freund Max an seine Mutter: „Direktor pleite — drei Tage ohne Geld — Rückfahrt unmöglich — bitte 12 Mark. Max.“ Ich opferte meine letzte Mark zur Bezahlung der Depesche. Mir blieb nicht ein Pfennig. Am nächsten Vormittag um 11 Uhr kam der Postbote und handigte uns 12 Mark aus. Ein Stein fiel uns vom Herzen. Schleunigst packten wir unsere sieben Sachen zusammen: „Auf nach Leipzig!“ Doch das Unglück schreitet schnell! Es stand in Gestalt unseres Hotelwirtes vor der Tür und bedeutete uns, daß keiner abreisen dürfe, der nicht sein Zimmer und die verzehrten Speisen bezahlt hätte. Der Direktor hätte ihm gesagt, daß wir unsere Beche allein zahlten. Wovon? Nachdem wir mit dem Mann diskutiert hatten, fühlte er ein menschliches Mitleid und ließ sich darauf ein, daß wir ihm das Geld einsenden sollten. Wir liehen uns jedermann einen Schuldschein vom Direktor geben, und dann erbot sich der Wirt, uns eine Gesamtbestätigung darüber zu geben, in welche elende Lage uns der Direktor gebracht hatte. Mit einem dankbaren Händedruck verabschiedeten wir uns. Jeder nahm sein Köfferchen und pries sein Schicksal, den Direktor im Rücken zu haben. Wirklich, wir hatten Geduld genug mit ihm gehabt.

Unterwegs kauften wir ein Brot für 25 Pf., etwas Schmalz und Wurst. Die Fahrt nach Leipzig kostete in der 4. Wagenklasse 50 Pf. pro Person. Als wir glücklich im Zug saßen, machte ich die Wurstbrote zurecht, und in erstaunlich kurzer Zeit hatten wir alles verzehrt. Kein Wunder bei unserem Hunger. Wir hatten seit dem Morgen nichts gegessen, und jetzt war es ¼ 4 Uhr. Nach knapp einstündiger Fahrt kamen wir in Leipzig an. Unsere Koffer ließen wir auf dem Bahnhof und machten uns dann auf unseren schweren Weg. Zuerst fuhren wir nach dem Metzplatz hinaus. Da Max früher einmal als Artist gearbeitet hatte, gingen wir von Artistenbude zu Artistenbude und machten Kollekte. Doch bekamen wir nur einmal 2 M. Welsch ein niederdrückendes Gefühl das ist, kann sich nur der richtig vorstellen, der selbst einmal in der gleichen Lage war. Man verwies uns an den Obmann der Artistenvereinigung, den wir aber nicht zu Hause antrafen, jedoch konnten wir das Café ermitteln, in dem er für gewöhnlich verkehrte. Er lehnte unseren Antrag erst ab, ließ sich aber dann durch unsere Bitten erweichen, mit den Vorstandsherren der Vereinigung Rücksprache zu nehmen, und bestellte uns um ¼ 8 Uhr nochmals hin. Unsere Depesche war jetzt: „Humor verloren, alles verloren.“ So machten wir uns auf den Weg nach den Theatern. Das Stadttheater kam zuerst an die Reihe. Wir meldeten uns beim Kastellan, klagten ihm unsere Not und zeigten ihm unsere Papierchen vor. Er verwies uns an die Unterstüßungskasse. Dort wieder dasselbe Klagebild. Nach

längerem Hin und Her erhielt jeder von uns 3 M.; nun hatten wir zusammen schon 14 M. Max hielt die Kasse. Unsere Kräfte waren durch das viele Hin- und Herlaufen sehr erschöpft, und hungrig waren wir auch. Doch an Essen und Ruhe dursten wir vorläufig nicht denken. In aller Eile hasteten wir rückwärts zur Artistenvereinigung, um pünktlich um ¼ 8 Uhr dort zu sein. Dort bekamen wir 10 M. ausgehändigt. Unter vielen Dankesbeteuerungen zogen wir vergnügt ab und rasch ging's nach dem Schauspielhaus. Das Thermometer unseres Humors war wieder etwas gestiegen.

Im Schauspielhaus hatte die Vorstellung schon begonnen, und der Obmann, Herr Dr. G., hatte selbst auf der Bühne zu tun. Wir mußten also warten. So standen wir frierend — es war ein kühler Aprilabend — zwei Stunden auf dem Hof vor dem Bühnenausgang. Ich konnte mich vor Müdigkeit und Magenbeschmerzen kaum noch aufrecht halten. Glücklicherweise entdeckte ich in einer Ecke einen ausrangierten Königsstuhl, auf dem vielleicht schon viele Schauspielerinnen als Maria Stuart oder Königin Elisabeth gesessen hatten. Jetzt hochte ich auf ihm, ein wahres Jammerbild — sehr unföniglich! Schließlich hielten wir es draußen vor Kälte nicht mehr aus und schlichen uns auf die Bühne. Moppel gab ich den guten Rat, sich nicht so ins Licht zu stellen, weil er gar so wohlgenährt aussieht und absolut kein Mitleid erwecken konnte. Das mußten wir doch. Endlich kam Dr. G. Wir erzählten ihm, Gott weiß, zum wievielten Male unsere Leidensgeschichte. Er bat uns, einen Moment zu warten, und überreichte uns dann sehr freundlich 5 M., da er augenblicklich nicht mehr bei sich hätte. Wir sollten am nächsten Vormittag wiederkommen. Diesem Geheiß kamen wir aber nicht nach, weil wir das Geld für Schlafzimmer sparen und sobald als möglich nach Berlin fahren wollten. Wir dankten dem gütigen Dr. G. voller Rührung und ließen dann spornstreichs in das Restaurant „Zum weißen Hirsch“, um uns für alle ausgestandenen Martern durch ein reelles Abendessen zu entschädigen. Nachdem wir das erhaltene Geld redlich in vier gleiche Teile geteilt hatten, machten wir uns, es mochte ¼ 12 Uhr nachts sein, auf den Weg zum Hauptbahnhof. Gegen ¼ 5 Uhr erst ging unser Zug. So brachten wir denn die zweite Nacht im Wartesaal zu. Wir dankten unserem Schöpfer, als wir endlich im Zug saßen und heimzuführen. Mit 20 Pf. hatte ich die Tournee angetreten, mit 1,50 M. kam ich zurück. Schwerlich werde ich diese acht Tage vergessen. Von der uns zugesagten Gage haben wir bis heute noch nicht einen Pfennig bekommen. J. E.

## Das Acetylen gas.

Das Acetylen gas hat jetzt eine etwa zwanzigjährige industrielle Verwertung hinter sich. Zwar war dasselbe in wissenschaftlichen Kreisen schon ein halbes Jahrhundert früher bekannt, ohne aber irgendwelche praktische Bedeutung zu erlangen, da seine Darstellung schwierig und kostspielig war. Erst als man die gewaltige Wärmewirkung des elektrischen Lichtbogens kennen und verwerten lernte, versuchten zu gleicher Zeit ein französischer und amerikanischer Forscher, das Kalziumkarbid mittels des elektrischen Stromes in zu diesem Zweck konstruierten elektrischen Öfen direkt aus Kalk und Kohle zu gewinnen, was denn auch beiden schon im Jahre 1892 gelang. Die Darstellung beruht, abgesehen von technischen Verbesserungen, auch heute noch auf denselben Prinzipien und erfolgt in der Weise, daß gebrannter und fein gepulverter Kalk und Kohlenstaub vermengt in den elektrischen Ofen eingefüllt und dann ein kräftiger elektrischer Strom durchgeleitet wird, der das Gemenge zusammenschmilzt und in Kalziumkarbid umwandelt. Wird diesem Wasser zugesetzt, so entsteht das bekannte Acetylen, ein brennbares Gas, dessen Leuchtkraft die unseres gewöhnlichen Leuchtgases etwa um das Zwanzigfache übertrifft und infolge seiner dem Sonnenlicht ähnlichen Zusammensetzung in der Farbe dem normalen Tageslicht nahe kommt. Besonders diese Eigenschaften eröffnen dem neuen Beleuchtungsmittel sofort ein weites Feld der Betätigung. Wenn auch nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind, so hat das Gas doch schon eine erhebliche Ausbreitung gefunden.

Das Haupthindernis, das der allgemeinen Einführung des Acetylen gases hindernd im Wege steht, ist seine Explosionsgefahrlichkeit. Diese, im Verein mit mangelhaften Anlagen und unsachgemäßer Behandlung, haben namentlich im Anfang manche Unglücksfälle herbeigeführt und dadurch ein vielfach unberechtigtes Mißtrauen gegen die Acetylenbeleuchtung erzeugt. Erst in neuerer Zeit scheint dieses wieder mehr zu schwinden, nachdem Wissenschaft, Technik und Praxis sowohl den Stoff selbst und seine Behandlung, als auch die Beleuchtungsanlagen gründlich studiert und derart verbessert haben, daß eine gut gebaute und gewartete Acetylenanlage gerade so sicher arbeitet, wie die übrigen Gasanlagen. Hierzu trägt auch der Umstand wesentlich bei, daß es gelungen ist, Acetylen aufspeicherungsfähig, leicht transportabel und handlich zu machen. Zu diesem Zwecke wird das Gas unter starkem Druck in Azeton aufgelöst, welches große Mengen desselben absorbiert und selbst wieder von einem porösen Stoff aufgesaugt wird. Auch wird das Acetylen gas im Gemisch mit gewöhnlichem Leuchtgas und anderen lichtschwachen Gasen zum Aufheizen, Karburieren, derselben benutzt.

Außer zur Beleuchtung der Wohnungen, Bureaus, Werkstätten, Fabrikanlagen und Automobile, sowohl durch direkte Lichtabgabe



wie auch in Verbindung mit Glühkörpern, werden auch Acetylenfäden für Feuerwehrröhren, Fackelzüge, Beleuchtung größerer Räume im Freien u. dergl. verwendet. Eine sehr wichtige Rolle spielt das Acetylen auch als Beleuchtungsmaterial für Bergwerke. Hier ist es namentlich zur Erhellung großer Räume und vor allem in mächtigen Lagerstätten sehr beliebt, da es sich seiner großen Leuchtkraft wegen vorzüglich zur Untersuchung großer Grubenbaue auf ihre Sicherheit gegen Steinfall eignet. Einige Schwierigkeiten verursachen längere Zeit die Brenner der Acetylenlampen, da dieselben bei der hohen Temperatur der Flamme nicht lange vorhielten. Jetzt werden dieselben zumeist aus Speckstein angefertigt und sind so eingerichtet, daß das austretende Gas sich die erforderliche Verbrennungsluft durch seitliche Zuführungskanäle selbst ansaugt.

Infolge seiner hohen Wärmewirkung, welche die des gewöhnlichen Steinkohlengases um etwa 100 Proz. übertrifft, eignet sich das Acetylen auch vorzüglich zur Wärmezeugung. Es liefert sowohl zum Heizen und Kochen im Haushalt, wie auch für industrielle Heizzwecke ausgezeichnete Resultate, besonders wenn es darauf ankommt, hohe Temperaturen zu erzielen. Mit Sauerstoff gemischt erzeugt es eine noch heißere Flamme als der Wasserstoff in dem bekannten Knallgasgebläse. Es eignet sich daher in dieser Form besonders zum Durchschmelzen sowie auch zum Verschweißen von Eisenteilen und anderen Metallgegenständen.

Wird Acetylen mit atmosphärischer Luft in einem bestimmten Verhältnis gemischt, so entsteht ein Gasgemenge mit einer derartigen Explosionskraft, daß es mit Dynamit konkurrieren kann. Man hat deshalb versucht, das Acetylen auch als Sprengstoff zu verwenden. Hierbei wird Kalziumkarbid als feinkörnige Masse in eine Blechpatrone eingefüllt, die drei von einander getrennte Abteilungen enthält, deren eine das Karbid, eine Wasser, und die Dritte einen elektrischen Zünder aufnimmt. Ist die Patrone in das Bohrloch eingebracht und dieses besetzt, so wird durch Eintreiben eines in der Patrone angeordneten Eisenstiftes die Trennwand zwischen Wasser und Karbid durchstoßen, so daß beide zusammen treten und infolge ihrer Verbindung Acetylen gas erzeugen, wobei gleichzeitig durch die Stützförmige Luft eintritt und sich mit dem Gas mischt. Darauf wird mittels einer Zündmaschine der elektrische Zünder und durch diesen das Gasgemisch zur Explosion gebracht.

Die Wirkung dieses Sprengstoffes soll sich dadurch auszeichnen, daß weniger eine Abtrennung und Herauserschleuderung größerer Sprengstücke als vielmehr eine weitgehende Zertrümmerung der letzteren erfolgt. Er ist deshalb für Steinbrüche und ähnliche Zwecke, bei denen es sich um die Gewinnung großstückiger Mineralien handelt, nicht anwendbar, um so besser dagegen bei der Herstellung von Schächten, Stollen u. dergl. Hohlräumen in Gestein, sowie auch bei der Sprengung von Festungswerken, bei denen möglichst weitgehende Zertrümmerung Hauptzweck ist. Aber auch für solche Zwecke hat der Acetylen Sprengstoff bisher noch wenig Verbreitung gefunden.

## Kleines feuilleton.

Eine leere Hofpoetenstelle. In England ist das Amt des Hofpoeten durch den Tod des äußerst fruchtbareren Verfemachers Alfred Austin frei geworden. Der verstorbene Hofdichter wird in der Literaturgeschichte Englands kaum den großen Platz einnehmen, den seine Vände in der Bibliothek des englischen Hofes befehen. Er sang von den Blümlein, den Vögeln und dem Lenz und konstruierte große patriotische Oden, die auch den patriotischsten Briten an einem heißen Sommertage nicht am Einschlagen verhindern könnten. Austin war ein Löwe der Geseßschaft, ein energischer Verfechter alles Bestehenden, ein Feind alles Revolutionären, der sich der alten Königin Viktoria, deren Kunstverständnis recht naiv und ungeschult war, ins Herz gefungen hatte. Aber all diese Vorzüge hätten ihm die Stelle nicht verschafft, wenn nicht der verstorbene Premierminister Lord Salisbury ein recht zynischer Mensch gewesen wäre, dem es den größten Spaß bereitete, die Mittwelt zu verduzen. Von den Späßen, die man von ihm erzählt, ist jene Ernennung nicht der schlechteste. Der Hofdichter ist in England eine Art lächerliche Figur geworden, die an den Hofnarren mahnt. Von vielen Seiten wird deshalb auch gefordert, die Stelle abzuschaffen. Manche glauben, daß der Weisheitsmaß des Lächerlichen, den das Hofpoetenamt hat, daher rührt, daß in der langen Reihe der amtlich beghabigten Dichter so wenig wirkliche Poeten zu finden sind. Uns will es scheinen, daß Byron nicht wenig dazu beigetragen hat, die Hofpoeten zu minieren. Wer von den Lesern Byrons kennt nicht das Gedicht „Die Vision des Gerichts“? Dort kommt der verstorbene König Georg III. an die Himmelspforte und begehrt Einlaß. Doch Satan, der Ansprüche auf die königliche Seele zu haben glaubt, erscheint, um sein rechtmäßiges Eigentum zu fordern. Er zitiert seine Zeugen: englische und irische Märtyrer der Freiheit, denen der König Georg übel mitgespielt hat. Die Sache fängt an, sehr bedenklich zu werden. Da plötzlich kommt dem Engel Gabriel, der die königliche Hoheit für den Himmel nicht verlieren möchte, ein glänzender Gedanke. Er läßt den Hofpoeten Southey von der Erde kommen, der nun seine diiden Vände zum Lobe des Monarchen verliest. Aber die Vernehmung dieses Entlastungszeugen gestaltet sich

so langweilig, daß die versammelten Engel und Teufel anfangen zu gähnen und einzunicken. Doch Southey hört mit dem Verlesen seiner Lobgedichte nicht auf. Endlich packt den Petrus ein heiliger Zorn. Er nimmt seinen großen Schlüsselbund und haut damit dem Hofpoeten über den Kopf, so daß dieser wieder durch die Wolken in seine nützliche Welt hinabsinkt. In der Verwirrung gelingt es den Engeln, den König Georg in den Himmel hineinzuschmuggeln. — Von diesem Gieb mit dem himmlischen Schlüsselbund hat sich der englische Hofpoet nie wieder erholt und es scheint, daß diesmal — was schon Gladstone und Rosebery taten — mit dem Amte ausgeräumt werden wird. Erst hieß es zwar, Rudyard Kipling werde „getrönt“ werden, aber jetzt liest man, dem König selber gefalle der Posten nicht mehr. Kipling freilich, der die Tommy Atkins-Valladen mit ihren heftigen Anklagen gegen die Königin Viktoria sang, würde als Hofpoet ein merkwürdiges Bild abgeben.

## Aus dem Gebiete der Chemie.

Der belebte Stickstoff. Das Element Stickstoff hat in allen Sprachen einen Namen erhalten, der es als einen Feind des Lebens bezeichnet. Es nimmt auch selbst an dieser Eigenschaft teil, weil es zu den trägsten Elementen zu rechnen ist. Der Chemie gab der Stickstoff dadurch ein besonderes Rätsel auf, daß er in der Natur in vielen verschiedenartigen Verbindungen, insbesondere mit Sauerstoff, vorkommt — man denke nur an das Beispiel der weitverbreiteten Salpetersäure —, andererseits aber als Element schwer in eine Verbindung zu locken ist. Professor Strutt scheint jetzt durch neue Experimente etwas mehr Licht auf das eigenartige Verhalten des Stickstoffs geworfen zu haben. Es ist diesem Forscher gelungen, den Stickstoff gleichsam zu beleben, und zwar unter dem Einfluß elektrischer Entladungen. Das Element geht dann in einen ähnlichen Zustand der Aktivität über, wie ihn der freilich an sich schon höchst angegriffenlustige Sauerstoff als Ozon aufweist. Strutt leitete verdünnten gasigen Stickstoff in einem schnellen Strom durch ein Rohr, in dessen Innern eine Reihe hochgepannter elektrischer Entladungen von einer Leidener Flasche vor sich ging. Am anderen Ende der Röhre erschien dann der Stickstoff als eine wirbelnde Wolke von starkem Goldglanz. Der Gelehrte erklärt diese Erscheinung durch die Annahme, daß die elektrischen Entladungen die Moleküle des Stickstoffs in einzelne Atome zersplittern, und diese Atome suchen nun ängstlich aus ihrem selbständigen Dasein wieder herauszukommen, indem sie eine Verbindung eingehen. Das gelbe Licht entsteht wahrscheinlich bei der Wiedervereinigung der Atome und hält so lange an, bis dieser Vorgang beendet ist. Man kann die Auflösung des Elements in seine Atome aber auch willkürlich benutzen, da sie auch bereit sind, sich an andere Stoffe zu fetten, gegen die der Stickstoff sonst seine Trägheit in aller Vollkommenheit bewährt. Strutt hat es bereits aufgefunden, daß auf diesem Wege Flußsäure aus den einfachen Elementen, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff zu erzeugen. Mit Quecksilber bildet der Stickstoff eine Verbindung von explosiven Eigenschaften. Die Tragweite der Entdeckung läßt sich noch nicht abschätzen, vielleicht wird sie sich auch mit Rücksicht auf die Gewinnung von künstlichen Düngstoffen aus dem Luftstickstoff betreffen.

## Technisches.

Die Aufschließung der Pflanzenfaser. Die Faserstoffe gehören zu den für den Menschen wichtigsten Erzeugnissen des Pflanzenreichs, und groß ist die Zahl der Gewächse, die zu diesem Zweck in Benutzung genommen werden. Sie wäre vielleicht noch größer, wenn es nicht bei manchen Pflanzenstoffen zu schwierig wäre, die Fasern aus den Verknüpfungen, in denen sie sich von Natur vorfinden, in geeigneter und hinreichend leichter Weise loszulösen. Der Bast, der die wertvollen Fasern enthält, ist mit der Holzröhre des Stengels z. B. beim Flachse fest verbunden, und zwar durch einen Stoff, der als Pektose bezeichnet wird. Die Pektose ist ein gallertartiger Körper, der aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff gebildet wird und weder in Wasser noch in Alkohol löslich ist. Um die Flachsfasern zu gewinnen, muß diese Pektose in Pektinsäure verwandelt werden, ein Vorgang, der sich übrigens bei der Reifung der Früchte vollzieht. Der Flachse wird zu diesem Zweck geröstet. Die Bezeichnung des Röstens gewährt eine falsche Vorstellung, da eine Verwendung von Feuer nicht in Frage kommt. Der richtigere deutsche Ausdruck für diese Behandlung des Flachses ist vielmehr Kotten. Es wird in sehr verschiedener Art vorgenommen und besteht hauptsächlich in einer Gärung, die durch den Bacillus amylobacter, der auch die Buttersäure hervorruft, verursacht wird. Die alten Mittel zum Kotten des Flachses waren immer recht umständlich und zeitraubend, und in manchen Ländern hat der Flachsbau hauptsächlich deswegen abgenommen, weil die beschwerliche Industrie sich mit dieser umständlichen Verarbeitung nicht mehr befassen wollte. In neuerer Zeit sind freilich andere Mittel vorgeschlagen worden. Statt des Kottens in einfachem stehenden oder fließendem Wasser werden die Fasern in geschlossenen Behältern der Wirkung von überhitztem Wasser und der von hochgepanntem Dampf und einer kochenden Sodaaufguss ausgesetzt. Jetzt hat der Franzose Peusallit vor der „Gesellschaft zur Ermutigung der nationalen Industrie“ ein neues Verfahren beschrieben, das mit der Verwendung von Hydrochloriden arbeitet sehr bequem und billig sein, dabei noch bessere Ergebnisse liefern soll als die bisherigen Mittel.